

Der seltsame Hotelgast

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der seltsame Hotelgast

Es war ein typisch französisches Hotelzimmer, das ich während meines Studienaufenthaltes in Paris bewohnte. Obwohl ich hübsche Vasen mit frischen Blumen aufstellte und einige fleckige Stellen der geblumten Tapete mit meinen Bildern verdeckte, blieb es doch ein unpersönlicher, geschmackloser Schlafraum.

Trotzdem war das Hotel gut besetzt. Durchreisende Künstler und Studierende wohnten vor allem in den kleinen Zimmern, und der Hotelbesitzer, ein kleiner, dürrer Alter, der von dem Mamon Geld vollkommen beherrscht wurde, kümmerte sich keinen Zoll um das Wohlergehen seiner meist nicht auf Rosen gebetteten Gäste. Dagegen war Juliette, die Sekretärin, Telephonistin, Servier-tochter, Zimmermädchen und Putzfrau in einer Person war, das Gegenteil. Wollte man irgend etwas über einen Gast wissen, so konnte man sich vertrauensvoll an Juliette wenden. Ihre Informationen entsprachen zwar weniger der Wahrheit, als dass sie ungemein interessant waren, und damit konnte sie der Neugierde der Menschen meistens besser Genüge leisten.

Ich hatte einen Hotelnachbar, der wirklich mein volles Interesse weckte. Er zeigte sich nie, und man hörte nie etwas von ihm, ausser seiner Musik, die von einem grossen künstlerischen Können zeugte. Und gerade deshalb, weil mich sein Violinspiel so ungemein fesselte und ergriff, hätte ich mit dem Künstler gerne Bekanntschaft geschlossen. Da ich nun aber schon drei Wochen im Hotel «Bijou» wohnte, ohne den Geiger je zu Gesicht zu bekommen, wandte ich mich mit meiner Neugierde an Juliette.

«Ach, Monsieur Dubois», sagte sie verächtlich, «kümmern Sie sich nicht um den, der ist etwas . . .» und sie tippte mit ihrem Zeigefinger an die Stirn.

«Aber er muss ein grosser Künstler sein», meinte ich, «sein abendliches Spiel beweist das.»

Juliette zuckte ihre Schultern und meinte:

«Von der Musik verstehe ich nichts. Aber wenn er wirklich ein grosser Künstler wäre, wäre er nicht so mausearm.»

«Ein Künstler ist reich, auch wenn er arm ist», zitierte ich.

«Ach, auf schöne Sprüche gebe ich nichts. Gar nichts. Wenn man nach ihnen leben wollte, hätte man immer einen schweren Kopf und einen leichten Geldsack», entgegnete sie, und dann segelte sie, aufgepulstert vor Stolz über ihre grosse Weisheit durch den langen Hotelkorridor.

Es vergingen zwei Wochen und ich kannte meinen Hotelnachbar immer noch nicht. Ich hörte nur jeden Abend, fast zur selben Stunde, sein ergreifendes Spiel, das zwar seltsamerweise nur aus zwei Violinstücken bestand, die sich jeden Tag wiederholten. Mich langweilte diese stete Wiederholung der gleichen Sonaten zwar absolut nicht, denn sie waren mit einer so seltenen, künstlerischen Vollkommenheit interpretiert, dass ich fast immer mit Spannung auf diese abendliche Stunde wartete. Immerhin fragte ich mich oft, warum denn ein solch grosser Künstler, wie es mein Zimmernachbar zweifellos war, immer nur diese beiden gleichen Sonaten spielte.

Eines Tages ging ich die Avenue Pierre I. de Serbie entlang, um dann in die Rue Caillot, wo ich eine Kommission zu machen hatte, einzubiegen. Es war ein kalter, düsterer Februarabend. Der Himmel war niedrig und von einer bleiernen Farbe, und die Masse des Arc de Triomphe, die fern und dunkel emporrage, wirkte geheimnisvoll, wie in einem Märchenbild.

Plötzlich sah ich eine Männergestalt mir entgegenkommen, die mein ganzes Interesse als Malerin wachrief. Ich sah in ein wundervolles, von Leid und Schmerz gezeichnetes Gesicht, auf dem aber keine Spur von Bitternis oder Enttäuschung lag. Die Augen, die gross und weltfremd in die Weite blickten, waren ebenso grau und schimmernd, wie die Haare, die den fein modellierten Kopf bedeckten. Begeistert folgte ich der seltsamen, schönen Menschengestalt, bis sie endlich, zu meinem grössten Erstaunen, in das Hotel «Bijou» verschwand. Ohne dem Manne nun weiter nachzugehen, wusste ich plötzlich ganz genau, dass dies der Künstler war, dessen wundervollem künstlerischem Spiel ich jeden Abend lauschte.

Ich wartete noch drei Tage, dann endlich fasste ich Mut und klopfte eines Abends entschlossen an der Tür meines Nachbars.

Ein schwaches, leises «Herein» ertönte. Zögernd betrat ich den verdunkelten kleinen Hotelraum. Der Künstler lag, in einen Hausrock gehüllt, auf dem Bette. Sein schönes, von Leid und Schmerz gezeichnetes Gesicht schien mir heute eingefallen und von Krankheit verzerrt.

«Verzeihung», sagte ich mit leiser, unsicherer Stimme, «ich hörte sie schon so oft spielen, nun möchte ich Sie fragen, ob ich Sie zu einer Tasse Tee einladen dürfte?»

Er erhob sich, lächelte ein leises Lächeln und ohne Worte zu verlieren, fand er sich in meinem Zimmer ein.

Wir sassen schon eine Weile vor dem weissgedeckten Tischchen, das ich vorher mit Blumen geschmückt hatte, ohne dass ein Wort zwischen uns gefallen wäre. Er trank stumm seinen Tee, und so blieb auch ich stumm, und die seltsam geheimnisvolle Stille, die uns verband, brachte uns näher als tausend Worte.

Endlich fand ich das erste Wort.

«Ich möchte Sie gerne malen», sagte ich scheu.

Er nickte nur und lächelte wieder.

Es blieb wieder still.

«Würden Sie mir vielleicht etwas spielen?» begann ich von neuem.

Nun trat plötzlich ein helles, lebendiges Leuchten in seine Augen und die leidenden, kranken Gesichtszüge wurden von einem beinahe glücklichen Lächeln erhellt.

«Sie wissen, dass ich . . . »

«Oh, ich weiss, dass Sie wundervoll spielen», unterbrach ich ihn begeistert, «ich horche jeden Abend Ihrem Spiel.»

Er lächelte und drückte mir die Hand. Ein kleiner Funke echten Stolzes blitzte nun in seinen Augen.

«Ich werde für Sie spielen», sagte er und verschwand. Ich dachte, er werde nun seine Geige holen und in meinem Zimmer spielen. Dem war aber nicht so. Er blieb in seinem Raum, und so

hörte ich zu wiederholten Malen seine beiden wundervoll gespielten Sonaten.

Als er geendet hatte, trat er wieder zu mir, drückte mir die Hand und wünschte mir Gute Nacht.

Es vergingen dreizehn Tage. Ich hatte den Fremden nie mehr gesehen, obwohl er versprochen hatte, mir Modell zu sitzen. Am vierzehnten Tage blieb zum erstenmal sein abendliches Spiel aus. Ich wurde unruhig, und als ich auf mein Klopfen keine Antwort bekam, trat ich in sein Zimmer.

Der Künstler lag mit einem stillen Lächeln auf dem Bett. Seine Krankheit hatte seinem Leben ein jähes Ende gebracht.

Als man in den nächsten Tagen das Zimmer des Verstorbenen in Ordnung brachte, war keine Spur von einer Geige zu finden. Dagegen stand, mit einem schwarzen Tuch verdeckt, auf einem Tischchen ein kostbarer Grammophonapparat, auf dem eine einzige Schallplatte lag. Ich liess die Platte spielen. Es waren die beiden Sonaten, von denen ich geglaubt, er habe sie selbst gespielt.

Während ich, in Gedanken versunken über das merkwürdige Verhalten des Mannes, die Platte weglegte, wurde ich plötzlich auf den in der Mitte vermerkten Namen des Solisten aufmerksam, der lautet: Charles-Alexander Dubois. Nun konnte ich mir das in allen Beziehungen vollkommene Spiel erklären, denn Charles-Alexander Dubois galt einst als der grösste Violinvirtuose Frankreichs.

Ich hatte mich also nicht ganz getäuscht: Dubois hatte selbst gespielt, wenn es auch nur durch die Wiedergabe einer Schallplatte geschah, denn er selbst war, wie ich nachher vernahm, Charles-Alexander Dubois gewesen.

Warum er nie mehr persönlich gespielt hatte, und warum er krank und verlassen in einem billigen Hotel sein Leben fristete, das blieb ein Geheimnis, das der grosse Künstler mit ins Grab genommen hat.

Gertrud Schneller.

Mancher kommt nicht ans Ziel,
dem steiler Pfad missfiel;
ein rechter Wandersmann
der zeigt, was er kann!

R. Schaller